Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 73 (1964)
Heft: 1

Artikel: Fremd und tot ist das Tal von Longarone
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974880

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FREMD UND TOT IST DAS TAL VON LONGARONE

Die Zeit verrinnt. Minute um Minute, und ehe man sich's versieht, hat sich der Kreis geschlossen, der die Monate zu einem Jahr fügt. Was eben noch erschütternd wach und gegenwärtig war, was uns in freudiger Spannung, in mitfühlendem Bangen in Atem hielt — schon hat sich der Schleier des Vergessens darüber gebreitet, und nur der Zufall führt ins Bewusstsein zurück, was vergangen ist. Jenen aber, denen das Schicksal seine Unbarmherzigkeit kundtat, scheint die Zeit zur Ewigkeit geworden, und es braucht lange, bis sie ihre heilende Kraft spüren.

Für uns mag die Katastrophe von Longarone in weiter Ferne liegen, sind doch seit jener Schreckensnacht vom 9. Oktober des letzten Jahres mehr als zwei Monate verstrichen. Für jene Menschen aber, die ihr Liebstes unter den Trümmern der Häuser, unter den gewaltigen Wassermassen, die mit reissender Wucht die Mauer des Staudamms überströmten, unter dem Schlamm der mit den Fluten vermischten Erde begruben, hat sich die Trauer und Verzweiflung noch nicht wieder in Ruhe und Frieden gekehrt. Ihrer und der Toten auf den riesigen Leichenfeldern im Piavetal, in dem nur zögernd wieder Leben erwacht, sei gedacht, wenn wir nachstehend einige Ausschnitte aus dem Katastrophenbericht von *Elisabeth Düblin* wiedergeben.

Einst gab es im Gebiet des Piave fruchtbare Täler. Kleine Dörfer lagen zu Füssen des Monte Toc, und der Vajont-Staudamm bei Belluno galt als eines der eindrücklichsten Bauwerke seiner Art in ganz Europa. Er erreichte eine Kronenhöhe von 260 Metern, und seine Staukapazität betrug 150 Millionen Kubikmeter. War es Aberglaube, dass die Menschen im Piavetal trotz dieser imponierenden Zahlen seiner Standhaftigkeit misstrauten? Das Wort vom raunenden Berg ging um, dessen Bergmassen sich langsam und unaufhaltsam vorwärts bewegten. Auf die Dörfchen im Piavetal zu . . .

Es kam schneller als man erwartet hatte. War es ein Erdbeben, das schliesslich riesige Erd- und Gesteinsmassen des Monte Toc loslöste, sie ins Staubecken trieb, den Wasserspiegel jäh steigen liess, so hoch, dass sich die Fluten, vermischt mit Geröll und Gestein, über den Damm ergossen und dann mit einer alles davon reissenden Wucht mitten über die Dörfchen hin. Da blieb kein Stein mehr auf dem andern. Da verwandelte sich in Windeseile in grauenerregende Wüste, was noch Minuten vorher vom Frieden der Nacht umgeben war. Fremd und tot lag das Tal, als unsere Mitarbeiterin unmittelbar nach der Katastrophe im Piavetal eintraf.

«Ein Augenschein auf der Stätte, wo einst die Dörfer Longarone, Pirago, Rivalta und Villanova standen, lässt uns zwar die Ausmasse der Katastrophe erahnen, aber die Angst und das Grauen, die diese Menschen in den Tod begleitet haben, können wir nur bruchstückhaft erfassen.

Ueberall wimmelt es von Militär: Ein Hilfstrupp löst den andern ab. Unten auf der Strasse marschieren hundert Uniformierte mit geschulterten Schaufeln. Auf der Eisenbahnbrücke hält uns ein Unteroffizier an. Sprengarbeiten!

Das Schweizerische Rote Kreuz hat der Provinz Belluno seine Hilfe angeboten. Aber bei einer Katastrophe von diesem Ausmass, die nur wenige Menschen überleben liess, kommt fast jede Hilfe zu spät. Die Toten sind tot, unwiederbringlich.

Die Lebenden aber sind von Trauer und Entsetzen gelähmt. Weder Blutplasma noch Medikamente sind nötig, denn die, die ihr nacktes Leben retten konnten, sind meist nur leicht verletzt.

Wer von den herunterstürzenden Balken getroffen, vom Schutt und den Wassermassen überrascht wurde, war sofort tot. Gleich nach der Katastrophe hatte das Rote Kreuz von Belluno seine Ambulanz und seine Freiwilligen aufgeboten. Es richtete in aller Eile ein Sammellager für hundert Kinder ein und stellte Kleider und Decken zur Verfügung. Das grosse Kinderlager blieb leer — bis auf ein einziges Kind. Ein einziges . . .

Im Spital von Belluno finden wir einen Mann, der ununterbrochen nach seiner Frau und seinem Enkelkind fragt. Welche Antwort soll man ihm geben? Man hat keine Listen der Toten, die noch unter dem Schlamm liegen, der langsam zu Staub eintrocknet. Es gibt nur eine Liste von den wenigen, die überlebten.

Im Spital von Belluno haben sich unmittelbar nach der Katastrophe zahlreiche Blutspender gemeldet. Aber ihre Bereitschaft ist vergeblich, denn man braucht kein oder nur ganz wenig Blut . . . Noch immer stehen wir auf der Eisenbahnbrücke. Die Spengungen gehen weiter. Ernst blicken die Gesichter auf das mit Erde überschwemmte Tal des Piave. Angst in den Augen der einen, geheime Hoffnung auf den Gesichtern der andern. Unvergesslich der Anblick einer jungen Frau, die in der tragischen Nacht bei Verwandten in Brescia weilte. Nun hat sie alles verloren: die Eltern, die Geschwister, ihre Heimstatt. Blass, übernächtigt und geschwollen vom vielen Weinen ist ihr Gesicht. Jetzt findet sie keine Tränen mehr, nur ab und zu läuft ein Zittern durch ihren von Angst und Trauer geschwächten Körper. Sie hat einen fünffachen Verlust erlitten, ist dadurch selbst einen fünffachen Tod gestorben, und alle Worte des Trostes und der Teilnahme prallen an ihr ab. Warum, warum habe nur ich überleben müssen? Und wozu?

Die Sprengungen sind für den Augenblick beendet. Wir steigen über Felsblöcke und Schutt auf den Hügel, über den sich die Wassermassen gewälzt haben. Die

Menschen um uns werden immer stiller. Da — ein Haus, ganz zuoberst auf der Anhöhe. Unversehrt schaut es aus, aber in der Nähe erkennen wir, dass auch hier die Wasser bis unter das Dach gestiegen waren. Nicht weit davon der Turm der Kirche. Unbeschädigt ist das Altarbild, ein tröstlicher Anblick auf der Stätte des Grauens. Daneben die verbogene und geknickte Wand mit Grabtafeln der früheren Longaroneser Generationen. Nun haben sich die Gebeine dieser Toten mit jenen ihrer Söhne und Töchter vermischt. Quer über dem Friedhof, der aller Grabsteine beraubt ist, liegt ein Mast, an dem ein Strumpf, eine zerfetzte Schürze hängen. Zwischen übereinanderliegenden Grabmälern eine Essgabel; ein Mauerstück mit einem Lichtschalter. Makaber schauen uns starre Augen aus einem Puppenkopf an. Wo liegt wohl das Kind, das diese Puppe zärtlich umsorgt hat?

Erschüttert gehen wir weiter, zum nächsten Hügel. Noch ist es nicht genug; auch hier herrscht Zerstörung, bis weit in den Talkessel hinein. Ganz am Rande entdecken wir jene Häuser, die nur wenig getroffen wurden. Ein Mönch macht uns auf ein gelbliches Fundament aufmerksam: das war der Bahnhof von Longarone. Es ist schwer zu glauben, denn weit und breit sieht man keine Bahnstrasse, keine Schienen. Rings um uns stehen bizarre Formen. Hier muss ein Wäldchen gewesen sein. Uebriggeblieben sind nur nacktgefegte, ihrer Rinde völlig beraubte Astgabeln, die mit ihren kräftigen langen Wurzeln im Boden so tief verhaftet waren, dass die Flut ihnen nichts anhaben konnte. Von Leben keine Spur: kein Blatt, kein Gras, kein Vogel. Nur Erdkrümel und Staub.

Langsam kehren wir um. Die Zeit hatten wir vergessen. Stundenlang sind wir auf dem riesigen Trümmerfeld umhergeirrt, an den Armeezelten und den Helikopterlandeplätzen vorbei. Es müssen Tausende von Soldaten sein, die hier arbeiten. Auf dem Friedhof wird die Erde systematisch nach Leichen oder Leichenteilen abgesucht. Wo irgendwelche menschliche oder tierische Reste gefunden worden sind, haben die Soldaten Chlorkalk ausgestreut, um Seuchen und Epidemien zu verhüten.

Wir klettern talwärts und begegnen so manchem Fremdarbeiter, der in sein Heimatdorf zurückgekehrt ist, um den Seinen zu helfen. Und wie mancher steht da, den Koffer auf den Schultern, machtlos, denn sein Haus, die Wohnstätten seiner Freunde und Bekannten sind verschwunden. Fremd und tot ist das Tal.»

RUND UM EINEN AUTOCAR

Ein nebelverhangener regnerischer Novembertag. Wie lange ungleichmässig geformte Ketten perlen in dumpfer Eintönigkeit die Regentropfen von den Scheiben und verhüllen die Sicht auf die weiten Matten in ihrem letzten sterbenden Grün, auf die herbstlich gefärbten Wälder und auf die im Widerschein des Regens metallen schimmernde Strasse.

Ein grosser gelber Autocar parkt vor der Poliozentrale des Inselspitals in Bern. Unruhig rutschen sechs Kinder auf ihren Sitzen hin und her: Kathi, mit seinen sieben Jahren das von allen verwöhnte Nesthäkchen, die blasse zarte Regina mit dem feingeschnittenen Gesichtchen, die kleine Monika und das Margritli mit seinem blonden Lockenschopf, seit kurzem trotz seiner Krankheit stolze Pfadfinderin. Schliesslich noch die beiden stämmigen Buben Erwin und Ueli. Wenn man die Krücken neben den Plätzen der Kinder nicht beachtete, könnte man fast vergessen, dass sie gelähmt sind und erst sehr mühsam wieder laufen lernen müssen. Mit grossem Hallo wird Martin begrüsst, den man in diesem Augenblick aus seinem Fahrstuhl hebt und behutsam in den Wagen trägt. Seit mehr als fünf Jahren schon ist Martin gelähmt. Das Unglück geschah, als er an einem Morgen mit dem Fahrrad zur Schule fuhr, ausglitt und so schwer stürzte, dass er ausser der völligen Lähmung seiner Glieder eine Blutung im Gehirn davontrug, die ihm die Sprache raubte. Aber alle, die Martin kennen, wissen, wie sehr er sich auf die Ausfahrt freut. Sie verstehen die Sprache seiner grossen Augen und die jubelnden Laute, die sich unter zäher Anstrengung seinen Lippen entringen.

Im Eingangsflur des Spitals reiht sich derweilen Rollstuhl an Rollstuhl. Schwester Bethli, Schwester Erika und Schwester Maria, in die schmucke Sonntagstracht der Lindenhofschwestern gekleidet, schieben einen nach dem anderen zum Autocar, wo starke Männerarme mit sicherem und doch vorsichtigem Griff das Einladen der Patienten besorgen. Und dann geht die Fahrt los. Zurück bleiben die leeren Rollstühle. Aber zurück bleiben auch die vielen anderen Kranken, die tagtäglich, jahraus-jahrein ans Bett gefesselt sind und denen eine Ausfahrt wie diese versagt bleiben muss, solange nicht ein speziell für Schwergelähmte konstruierter Autocar zur Verfügung steht. Wieviel Zeit wird bis dahin noch verstreichen?

Durch Hollands Wasserstrassen, die malerischen Kanäle und Grachten, vorbei an den kleinen Häuschen, die den Eindruck einer Spielzeugstadt erwecken, fährt seit einigen Jahren ein Schiff. Es ist auf den Namen Henry Dunants getauft. Schwergelähmte und Gebrechliche sind seine Passagiere. Sie kommen aus allen Teilen des Landes und erleben staunend und